

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 23 (1918-1919)
Heft: 10

Artikel: Wie wir in der Schule Gottfried Kellers Geburtstag feiern
Autor: Stucki, Helene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311440>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie wir in der Schule Gottfried Kellers Geburtstag feiern.

Es kann sich nicht darum handeln, 14—15jährigen Mädchen ein Gesamtbild von Kellers Leben und Schaffen vorzuführen. Für das, was uns Erwachsenen an Keller das Liebste ist, für seine wonnige Fabulierlust, seine wunderbare Gestaltungskraft, den süßen Wohllaut seiner Sprache und vor allem für die lächelnd überlegene Weltweisheit, welche seine Werke durchleuchtet, fehlt den Kindern das Verständnis. Es gilt also, einzelne Züge aus dem Leben und den Werken des Meisters herauszuheben, die sich auch in einem jungen Geiste zu einem Ganzen verbinden können und die vor allem geeignet sind, den Wunsch nach näherer Bekanntschaft mit dem Dichter zu erwecken. Da gerade bei jungen Mädchen der Weg zur Sache durch den Menschen führt, legen wir das Hauptgewicht in der kurzen Besprechung auf Kellers Leben. Wenn sie erst den Menschen Keller liebgewonnen haben, werden ihnen auch die Werke leichter und inniger vertraut werden. Dieser Gesichtspunkt leitet mich auch bei der Auswahl der Gedichte, die an unserer Klassenfeier rezitiert werden. Jedes der besprochenen Gedichte soll einen Zug von Kellers Menschentum erhellen. Die nicht leichte Wahl fällt schliesslich auf die Balladen „Jung gewohnt, alt getan“, „Der Taugenichts“, „Die kleine Passion“ und auf die lyrischen Gedichte „An mein Heimatland“, „Abendlied“, „Abendlied an die Natur“, „Morgen“, „Winternacht“, „Frühlingsglaube“.

Etwa 14 Tage vor der Feier bekommt eine eifrige Schülerin das vorzügliche Büchlein „Lebensbilder aus der deutschen Literaturgeschichte“ von Konrad Uhler in die Hände. Es wird ihr eine Ehrenaufgabe sein, sich so vorzubereiten, dass sie imstande ist, das äussere Leben des Meisters frisch und flott zu erzählen. Mir bleibt dann noch übrig, Einzelheiten, die im Schülervortrag nur angedeutet worden sind, herauszugreifen und zu vertiefen. Ich wähle des Dichters Verhältnis zu seiner Familie, besonders zu Mutter und Schwester, seinen Kampf um den Lebensberuf, seine Stellung zu den Mitmenschen, zum Vaterland, zur Natur. Das „edle Bild“, das der Knabe von seinem vortrefflichen, leider zu früh verstorbenen Vater in sich trägt, wird den Kindern mit den Worten aus dem „Grünen Heinrich“ vorgeführt. Der Dichter beklagt dort den frühen Verlust, er kann sich nichts Schöneres denken als das Verhältnis zwischen Vater und erwachsenem Sohne und findet dann Trost in folgenden Gedanken: „So aber muss ich mich beschränken, je mehr ich zum Manne werde und meinem Schicksale entgegenschreite, mich zusammenzufassen und in der Tiefe meiner Seele still zu bedenken: Wie würde *er* nun an deiner Stelle handeln, oder was würde *er* von deinem Tun urteilen, wenn er lebte? Er ist von der Mittagshöhe des Lebens zurückgetreten in das unerforschliche All und hat die überkommene goldene Lebensschnur, deren Anfang niemand kennt, in meinen schwachen Händen zurückgelassen, und es bleibt mir nur übrig, sie mit Ehren an die dunkle Zukunft zu knüpfen oder vielleicht für immer zu zerreißen, wenn auch ich sterben werde.“ Und er schliesst mit den Worten: „Je dunkler die Ahnung ist, welche ich von seiner äussern Erscheinung in mir trage, desto heller und klarer hat sich das Bild seines innern Wesens vor mir aufgebaut, und dies edle Bild ist für mich ein Teil des grossen Unendlichen geworden, auf welches meine letzten Gedanken zurückführen und unter dessen Obhut ich zu wandeln glaube.“ Von Kellers tüchtig-tapferm Mütterlein, das Hunger und Entbehrung trug um des Sohnes willen, sprachen wir schon anschliessend an das Gedicht „Jung gewohnt,

alt getan“. Keller hat seiner Mutter lange Zeit das Leben schwer gemacht, nicht ohne selber bitter darunter zu leiden. So hat er sie, als er in Berlin war, einmal monatelang umsonst auf Nachrichten von ihm warten lassen. Nicht aus Herzenskälte. Er empfand ein tiefes Dankgefühl für die wackere Frau, er anerkannte alles, was sie für ihn tat und hatte keinen grössern Wunsch, als ihr die Wohltaten dereinst vergelten zu können. Wenn er sie trotzdem durch sein Stillschweigen quälte, so geschah es, weil er ihr nicht Frohes mitteilen konnte und durch schlechte Nachrichten nicht ihren Kummer vergrössern mochte. Als er dann endlich eine angesehene Stellung gewonnen hatte, da war es seine grosse Freude, den Lebensabend der Mutter zu verschönern. Nach ihrem Tode, im Jahre 1864, wurde er noch lange von sehnsüchtiger Reue gequält, dass er seine Dankesschuld doch nicht ganz abgetragen. Ob er vielleicht mit dem schönen Gedicht den letzten Zoll an sie abtragen wollte? Wollte er sein Gewissen erleichtern dadurch, dass er zeigt, wie die Erinnerung an die Mutter so mächtig ist, dass er, unbekümmert um Spott und Hohn, unbekümmert um den guten Ton, sich nach dem Stücklein Brot bückt, das unter den Tisch gefallen, dass er in der vornehmen Gesellschaft offen das Andenken der Mutter ehrt, die vor langer Zeit „entschlafen ist in Leid und bitterm Grame“? Und wie rührend zeigt sich das Verhältnis des Dichters zu seiner Mutter in folgenden Versen, die er in München schrieb:

„Ich schreibe an gelehrte Freunde,
An Zier und Geist begabte Frau'n,
An lebensfrohe Witzgenossen,
Weiss alle leidlich zu erbau'n.

Nur wenn ich an die ungelehrte,
Und arme Mutter schreiben will,
Steht meiner Torheit fert'ge Feder,
Auf dem Papiere zagend still.

Da gilt es erstlich gross zu schreiben,
Und deutlich für das Mutterauge,
Dass für das alternd tränenblöde
Des Söhnleins Schrift zum Lesen tauge.

Und dann — — o welche schmerzsvolle
Und schwere Kunst! Das Wort zu wählen
Das schlichte Wort — das Hoffnung spendet
Und wahr ist mitten im Verhehlen.

Seine Schwester Regula dagegen, die ihm nach dem Tode der Mutter den Haushalt führte, hat Keller in keinem Gedichte verherrlicht. Als ihn ein Bekannter einmal dazu aufforderte, entgegnete er: „Meine Schwester ist mir ganz recht und lieb und ich weiss ihre tapfere Tüchtigkeit wohl zu schätzen, aber begeistern tut sie mich nicht.“ Sparsam, fleissig und aufopfernd wie Kellers Mutter war auch die Schwester. Auch sie hat um des Bruders willen manches entbehrt. Sie hat zuerst als Schneiderin, dann als Verkäuferin ihr Brot verdient, bevor sie dem Bruder die Wirtschaft besorgte. Regula war unschön, etwas brummig und mürrisch. C. F. Meyer erzählt aber, dass ihr in guten Momenten ein ganz anmutiges Lächeln eigen sei, das wie ein Leuchten sich über ihr Gesicht verbreite.

An seinem geistigen Schaffen nahm sie keinen Anteil. Spannende Romane waren ihr lieber als des Bruders feine Geschichten, die sie erst zu lesen pflegte, wenn sie dauerhaft gebunden waren. Dem Junggesellen ein wohnliches Heim zu bereiten, verstand sie leider nicht. Ihre übertriebene Sparsamkeit beschwor manchen Zank zwischen den Geschwistern herauf. Sie hielt den Bruder sehr knapp. Wenn er Mittags sein unansehnliches Stücklein Rindfleisch mit etwas Gemüse vor sich liegen hatte, äusserte er etwa gegen einen zufällig anwesenden Bekannten, er werde dafür am Abend im Wirtshaus zehn Fränklein vertun, dann habe sie den Profit. Im Grunde aber hat Keller das tapfere, wenn auch hausbackene Wesen der Schwester anerkannt und als sie im 76. Jahre starb, hat er sie tief betrauert. Vögtlin erzählt darüber: „Durch die Regenschauer eines frühen Herbstes fuhr Keller mit der Entschlafenen hinaus nach dem Kirchhof. Nur wenige Freunde begleiteten ihn, kein Pfarrer war zu der Bestattung geladen. Der Bruder trat noch an die Grube heran, in die schon der Sarg versenkt wurde, warf einen langen Blick hinunter und sagte mit einem tiefen Seufzer: Nun in Gottes Namen. Dann feuchtete eine Träne sein Auge, und er wandte sich still ab.“

Wie viel Geruhiges und Aufregendes wäre jugendlichen Zuhörern zu erzählen von dem geheimnisvollen Haus „zur Sichel“, in dem der kleine Gottfried seine erste Kindheit verbrachte, von düstern Zimmern und Fluren, schattigen Höfen und seltsamen Menschen, die ein- und ausgingen, von Frau Margaret und Vater Jakoblein mit ihrem Trödelkram und ihren Spuckgeschichten, die frühzeitig die Phantasie des Knaben weckten! Wunderbar anziehend schildert der Dichter im „Grünen Heinrich“ diese seine Knabenherrlichkeit: „Den Tag über betrachtete ich stundenlang das innere häusliche Leben in diesen Höfen; die grünen Gärtchen in denselben schienen mir kleine Paradiese zu sein, wenn die Nachmittagssonne sie beleuchtete und die weisse Wäsche darin sanft flatterte, und wunderfremd und doch bekannt kamen mir die Leute vor, welche ich fern gesehen hatte, wenn sie plötzlich einmal in unserer Stube standen und mit der Mutter plauderten.“ Auch die ersten Schulerlebnisse des Dichters vom Pumpernickel bis zu der Katzenmusik, die ungerechterweise seine Ausweisung aus der Schule zur Folge hatte, von seinen Kinderspielen und Theatergeschichten bis zu den dramatischen Entwürfen (Der Tod Albrechts, des römischen Kaisers, den Bächtold im ersten Bande wiedergibt, würde sich gut zum Vorlesen eignen), lassen wir rasch an uns vorbeiziehen. Im Jahre 1834 halten wir einen Augenblick an, um uns die trostlose Lage der Witwe Keller klar zu machen, die eben von der Aufsichtskommission der Schule den Bericht erhalten hat, ihr fünfzehnjähriger Sohn sei aus der Schule ausgewiesen. Weder Mutter noch Sohn haben das bittere Gefühl über diese Ungerechtigkeit je verwunden. Keller hat später oft über seinen „verhunzten“ Bildungsgang losgezogen. Nun musste er allein die abgerissenen Fäden seiner Bildung weiterspinnen, allein die schwierige Frage der Berufswahl zu lösen suchen. Acht Jahre lang hat Keller nun um einen Beruf gerungen, zu dem er doch schliesslich nicht taugte. Aus Liebe zur Natur wollte er Landschaftsmaler werden. Er arbeitete in Zürich emsig an seiner Ausbildung; leider hatte er Unglück mit seinen Lehrern. Der eine konnte selber nichts, der andere wurde geisteskrank. Voll froher Hoffnung zog er dann aus den Rhein hinauf und an Hussens Brandstätte vorbei, der alten Kunststadt München zu. Dort wollte er arbeiten, ein tüchtiger Künstler werden und als gemachter Mann heimkommen. Anderthalb Jahre später kehrte er arm, elend heimwehkrank zur Mutter zurück. Seiner schlechten Vorbildung wegen konnte

er nicht Schüler der Kunstschule werden, wo überhaupt gar keine Landschaftsmalerei gelehrt wurde, dazu verbrauchte er mehr Geld, als ihm die Mutter senden konnte, er verarmte, geriet in Schulden. Er genoss oft tagelang nichts als Brot und etwa ein Glas Bier, einmal blieb er zwei Tage lang im Bett ohne zu essen, er verkaufte seine geliebte Flöte, und schliesslich malte er, der ein grosser Künstler hatte werden wollen, endlose blauweisse Spiralen auf Fahnenstangen, um wenigstens zwei Gulden täglich zu verdienen. Endlich wurde der stolze Maler mürbe; er verkaufte seine ganze Habe einem Trödler und trat dann kleinlaut, als ein Gescheiterter, den Heimweg an. Und doch waren die Leidensjahre in München nicht eine verlorene Zeit seines Lebens, wie ja meist die schlimmen, traurigen Tage für unsern innern Menschen fruchtbarer sind als die hellen oder die gleichgültigen. Ein Maler ist er nicht geworden, aber dass ein Künstler in ihm steckte, daran glaubte er noch jetzt und mit Recht. Denn ein Künstler, das ist ein Mensch, der ein stärkeres, lebendigeres Leben lebt als wir gewöhnlichen Menschen, der Leid und Freude stärker spürt, der das Schöne in der Welt besser sieht und der in seinen Werken darstellen kann, was er gesehen, gehört, erlebt hat. Keller war ein solch lebendiger Mensch, ein Künstler. Er irrte sich nur, wenn er meinte, er könne mit Pinsel und Farbe den Menschen von seinem Erleben Kenntnis geben. Schon in München hatte er manchmal gespürt, dass es ihm leichter wurde, das, was er geschaut, mit der Feder zu beschreiben, als mit dem Pinsel zu malen. Und als nun nach der Rückkehr nach Zürich ein neues, starkes Erleben ihn packte, da fühlte er plötzlich ganz klar, dass er schreiben, dass er dichten musste. Was Keller so leidenschaftlich erregte, das war das politische Leben seiner Heimat. Unser Vaterland war damals in zwei Parteien gespalten. Einige Kantone hatten sich eben neue, freiheitliche Verfassungen gegeben und wollten nun, dass auch der alte, schwache Staatenbund nach den gleichen Grundsätzen umgestaltet werde. Sie strebten nach einem starken Bundesstaat. Die andern dagegen, die Konservativen, wünschten, dass alles bliebe, wie es bis jetzt gewesen war. Sie wollten keinen starken Bund, dafür aber eine mächtige Kirche. Sie riefen sogar die Jesuiten ins Land. Keller nun stellte sich mit ganzer Seele auf die Seite des Fortschrittes, er schrieb heftige Worte gegen die Konservativen und vor allem gegen die Jesuiten. Die Sorge ums Vaterland hat ihn recht eigentlich zum Dichter gemacht. In dieser Zeit ist das herrliche Lied entstanden, das Ihr eben gesungen. Auch als der Kampf der vierziger Jahre zu Ende gekämpft, als nach dem Sonderbundskrieg die neue Eidgenossenschaft erstanden war, nahm Keller regen Anteil am Schicksale seines Landes. C. F. Meyer sagte einmal von ihm: „Am meisten aber und gewaltig imponierte mir Kellers Stellung zur Heimat, welche in der Tat der eines Schutzgeistes glich: er sorgte, lehrte, predigte, warnte, schmolle, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt.“ Er liebte sein Land, wie ein Kind seine Mutter liebt, aber er war nicht blind für die Mängel in seinen Einrichtungen, für die Fehler seiner Mitbürger. Wer wirklich ein rechter Schweizer sein will, das ist Kellers Auffassung, der darf nicht die Hände in den Schoss legen und Gott danken für das schöne Land, das er ihm gegeben. Es muss vielmehr sein Bestreben sein, daran zu arbeiten, dass die Einrichtungen immer besser, die Menschen immer glücklicher werden. Privatleute, d. h. solche, die sich um Politik nicht kümmern, soll es nach Keller keine geben. Aber wenn Kellers grosse Liebe seinem eigenen Lande gehörte, so achtete er deshalb auch das Vaterland anderer Menschen. Und gerne dachte er an die Zeit, da einst die

verschiedenen Völker nicht mehr als Feinde einander gegenüberstehen, da ein Völkerfrieden sie alle vereinigt (Frühlingsglaube). Freilich ist dieser Gedanke für ihn noch bloss eine Hoffnung, aber eine Hoffnung, die die Menschen nicht verloren geben dürfen. Halten wir auch heute daran fest!

Ich übergehe Kellers Studienjahre im Ausland, auch die 15 Jahre, da er als hochgeachteter Staatsschreiber für seine Heimat wirkte, um noch sein Verhältnis zur Natur ein wenig zu beleuchten. In unserm Lesebuch steht ein Abschnitt aus dem „Grünen Heinrich“, betitelt: „Flucht zur Mutter Natur“. Die Worte sind bezeichnend. Für Keller ist die Natur die gütige Mutter, an deren Brust er sich flüchtet in seinem Kummer, sie „hüllt ihn ein in ihre grünen Decken“. Sie verscheucht seinen Gram, sie beruhigt sein aufgeregtes Gemüt, sie macht ihn gut und still. Ihr gegenüber empfindet er warme Dankbarkeit:

„Sollt ich dir jemals untreu werden,
Dich kalt vergessen, ohne Dank,
Dann ist mein Fall genaht auf Erden,
Mein Herz verdorben oder krank.“

Er liebt die Natur, weil sie ein Zufluchtsort ist für ihn, er liebt sie aber auch um ihrer grossen Schönheit willen. Er möchte ihre Herrlichkeit, ihre Sonnenaufgänge und Sternennächte, die wechselnden Bilder der Jahreszeiten, in sich hineintrinken, und wir wollen die Aufforderung nie vergessen, die er im „Abendlied“ an uns richtet: „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluss der Welt!“ Die Natur gibt seiner Seele Ruhe, seinen Augen herrliche Bilder, seinem ganzen Menschen immer wieder neue Kraft:

„So oft die Sonne aufersteht,
Erneuert sich mein Hoffen.“

Er segnet aber auch die Gewitternacht, wenn:

„In dunkler Luft
Die hohen Walder sausen,
Die Bäche toben durchs Gestein,
Des Windes Peitsche fühlt die Heide streichen“,

da steht er tief ergriffen und fühlt sich als ein Nichts der gewaltigen Natur gegenüber. Für die wunderbare Welt, „die Schönheit ohne End“, schlägt Kellers Herz. Er umfaßt aber mit einer ehrfürchtigen Liebe auch alle ihre Kinder, sogar die kleinsten und unbedeutendsten. In dem Gedicht „Die kleine Passion“ verfolgt er mit rührender Anteilnahme ein Mücklein, das ihm der Septemberluft aufs Buch geweht und das dort nun „langsam, langsam, ohne Klagen“ seinem Tode entgegengeht. Von einer Eidechse, die vom Zweig herab auf einen Jungen schaut, sagt er:

„Nie hab' ich mehr solch' guten Blick gesehen,
Und so lebendig, ruhig, fein und glühend.
Hellgrün war sie, ich sah den Odem gehen,
In zarter Brust, blass wie ein Röschen blühen.“

Wie sie sich ihm dann, ein feines Geschmeide, um den Hals biegt, bekennt er:

„Das war der einzige und schönste Schmuck,
Den ich in meinem Leben je getragen.“

Wer solch feines Verständnis hat für die kleinste Kreatur, dessen Herz muss auch warm schlagen für den Menschen. Wie empfindet der Dichter für den kleinen Betteljungen, der die Pfennige für seinen Vater zu erbetteln vergisst über dem „selgen Duft“ einer Hyazinthe. Auch der arme Knabe, der ungerecht und herb gezüchtigt wird, findet Trost am Busen der Natur.

„Der Gott der Taugenichtse rief der guten Nachtigall,
Dass sie dem Kind ein Liedchen pfiß
Zum Schlaf mit süßem Schall.“

Nicht weniger gehört dem armen Dietegen, den die bösen Ruchensteiner barfuss im weissen Armensünderhemdchen zum Galgen schicken, des Dichters herzliche Teilnahme.

Zu einer Mädchenklasse sollte man auch von Kellers besonderer Stellung zu den Frauen reden. Es mag genügen, wenn wir hervorheben, welche Züge Keller an den Frauen liebt und welche nicht. Klar, gesund, frisch, tatkräftig und selbständig sollen sie sein. Für solche Wesen findet der Dichter das Wort „Person“. Eine Person ist Frau Regula Amrein, auch heute noch das Muster einer Mutter und das Vorbild einer Schweizerin. Wenn wir dagegen wissen wollen, wie eine Frau nicht sein soll, müssen wir „Die drei gerechten Kammacher“ lesen. Da erscheint die Züs Bünzlin in „ihrem ungewöhnlichen Staat, dem grossen Hut mit gelben Bändern, einem rosafarbenen Indiennekleid mit verschollenen Ausladungen und Verzierungen, einer schwarzen Sammetschärpe mit einer Tombakschnalle und roten Saffianschuhen mit Fransen besetzt“. „Dazu trug sie einen grünseidenen, grossen Ridicule, welchen sie mit gedörrten Birnen und Pflaumen gefüllt hatte, und hielt ein Sonnenschirmchen ausgespannt, auf welchem oben eine grosse Lyra aus Elfenbein stand.“ Dass ihr gespreiztes, eitles, unwahres Wesen, das von keiner innern Güte getragen ist, dem Dichter widersteht, merkt man bald.

Nun wollen wir uns des Dichters Bild zum Schluss nochmals klar vor Augen führen, sein äusseres und sein inneres. Der kleine, kurzbeinige Körper trägt ein grosses Haupt mit einer herrlichen hohen Stirn und schönen Augen, den Fensterlein, welche Bild um Bild freundlich in die Seele hineinlassen. Hinter der hohen Stirne wohnen all die wunderbaren Geschichten, die uns der Meister erzählt, und aus seinem weichen, gütigen Herzen spendet er ihnen frisches Leben. Aber ein Zug noch muss erwähnt werden, damit das Bild vollständig sei, das ist der Humor, der in Leben und Dichtung Kellers eine so grosse Rolle spielt. Da kann ich es mir nicht versagen, wenigstens zwei von den lustigen Anekdoten, die uns Adolf Vöglin erzählt, den Kindern zum besten zu geben. Es wird ihre Verehrung für den Meister nicht beeinträchtigen, wenn sie hören, wie er einst im Schweizerkleid, den dicken Knotenstock in der Hand, in einer feinen Berliner Gesellschaft erschien, sich unter den Herren in Gala unglücklich fühlte, den Saal verliess und im Vorraum in einem plötzlichen Anfall von Raserei den gewaltigen Knotenstock erhob und krach, krach, die Zylinderhüte, welche die Herren auf die Stühle gelegt hatten, einen nach dem andern einschlug, um nach getaner Arbeit befriedigt lächelnd von dannen zu gehen. Bezeichnend ist auch die Darstellung, wie Keller und Böcklin sich zum üblichen Abendtrunk treffen, einander innig die Hand drücken, eine Zigarre anzünden, dann zwei Stunden lang still sinnend ohne ein Wort zu sprechen nebeneinandersitzen, um auseinanderzugehen mit den Worten: „So gut habe ich mich schon lange nicht mehr

unterhalten“. Der Humor, der ein Teil von Kellers Wesen ist, er durchstrahlt auch seine Dichtungen.

Jetzt haltet das Bild fest, bleibt dem Dichter gut und lernt seine Werke immer besser kennen! Nicht seinet-, sondern unsertwegen feiern wir heute seinen hundertsten Geburtstag. Er kann der Ehre, die man ihm mit den Feiern im Lande herum antut, leicht entraten. Er hat uns nicht nötig, aber wir brauchen ihn. Er soll uns lehren, mit hellen Augen den goldenen Überfluss der Welt in uns hineinzusaugen, mit klarem Verstand das Echte vom Falschen unterscheiden und mit warmem Herzen alles Lebendige zu umfassen. *Helene Stucki.*

Gottfried Keller als Briefschreiber.

Von allen Kellerbildnissen prägt sich keines so unauslöschlich ein wie die Radierung Karl Stauffers, was zur Folge hat, dass nach dieser allein die äussere Erscheinung des Dichters im Gedächtnis lebendige Gestalt gewinnt und ein dagegen gehaltenes Jugendbildnis Kellers fast wie etwas Unmögliches, ja fast wie ein Scherz auf diese unverrückbar überlieferte Erinnerungsform wirkt. Eine ähnlich einseitige Färbung erfährt Kellers Wesen bei nur unvollständiger Bekanntschaft. Die gleichmässige Gekklärtheit seiner Werke schliesst die Vorstellung eines reifen Schöpfers in sich, und durch die umlaufenden Anekdoten wird der verlorene Zug von Jugendlichkeit auch nicht ergänzt. Im Gegenteil! Man denkt an einen alten brummigen Junggesellen, der wegen seiner plötzlichen, ingrimmigen Ausbrüche und Reden seine Umgebung in ängstlicher Spannung erhält und der sein Wesen und seinen Humor nur wenigen Auserwählten aufschliesst und auch diesen meist nur, wenn zungenlösender Wein seine Wirkung geübt hat.

Vertieft man sich in Kellers Briefe, so verschwindet dieses unfreundliche Altersbild und macht den fortlaufenden Eindrücken einer kraftvollen Jugend, allseitig tätiger Mannesjahre und eines nur äusserlich herben, innerlich aber nicht selten wehmütig-milden Alters Platz.

Keller war ein überaus vielseitiger, aber kein regelmässiger Briefschreiber. „Meine Lieblingskunst ist, mich in eine künstliche Vergessenheit zu bringen, um mich nachher darüber zu ärgern.“ Er liess seine Verpflichtungen ohne sittlichen Grund unerfüllt und hatte dann eine wahre Scheu, an die Abtragung des Briefschuldengebirges zu gehen. So erklärt sich mancher Seufzer über das Briefschreiben. Er versagte sich aber auch zuweilen Korrespondenz, wenn er mit der letzten Niederschrift eines Werkes belastet war, einer Arbeit, die er höchst ungerne betrieb; denn sie war gewissermassen bloss eine Kopistenarbeit für ihn, da er seine Dichtungen bis in die feinsten Einzelheiten ausgeführt im Kopfe trug. „Seit Neujahr habe ich alles Briefschreiben in Privat- und Freundschaftsachen wieder einmal müssen liegen lassen, nicht weil ich nicht manche müssige Stunden und Tage dazu gefunden hätte, sondern weil gerade das Briefschreiben con amore mit dem Schriftstellern zu nah verwandt ist, wenigstens wie ich dieses treibe, und daher ein Allotrion zu sein scheint, wenn die Setzer auf Manuskript lauern.“ Aus dieser strafmässigen Enthaltung geht hervor, dass das Briefschreiben für ihn ein ebenso grosses Vergnügen gewesen sein muss, wie das Empfangen für seine Freunde. Er lebte zuzeiten „mehr in Briefen nach aller Welt als mit den leiblichen Menschen“.